

# Zwischen Begriffs-Not und Respekt vor den Banalitäten

Zur Diskussion über ostdeutsche Kultur nach 1945  
Arnoldt Sywottek

## I.

Irgendwie ist es immer weiter gegangen, meistens anders, als die Zeitgenossen, Historiker zumal, fürchteten, hofften oder gar voraussagten. Schnell diagnostizierte »Brüche« erwiesen sich nicht selten als Momentaufnahmen kontinuierlicher Evolution, und ausgerufene oder inszenierte Revolutionen waren oft historisch weniger tragfähig als »stille«, die erst im nachhinein als solche erkannt wurden. Ich will mich deshalb auf die Frage, »in welche Richtung« der in Ostdeutschland zweifellos stattfindende kulturelle Wandel verläuft, gar nicht erst einlassen. Außerdem gibt es ja auch Wandel ohne »Richtung«, z. B. als Wachsen oder Schrumpfen, als Differenzierung oder Neukomposition vertrauter Elemente. Kulturen sind in solchen Vorstellungen vielleicht sogar eher zu fassen. Denn was auch immer unter »Kultur« oder »Kulturen« im Detail verstanden wird – sie waren und sind vorhanden und können als solche identifiziert werden. Kulturen haben stets viele Träger, die sie bilden, willentlich und unwillentlich; aber sie haben kein steuerndes Subjekt. Kulturen ergeben sich aus dem Zusammenspiel von »Produzenten«, »Rezipienten« und »Förderer«, die ihre Rollen auch tauschen können. Kulturen entsprechen zeitgebundenen inneren Dispositionen dieser Träger und äußeren Reizen; Kulturen können Zeitgenossen und zurückblickende Beobachter irritieren und provozieren, sie für sich einnehmen und zur Nostalgie oder zum Nacheifern animieren oder für sie Anlaß für Fragen nach den fremden und eigenen Dispositionen und ihrer Herkunft sein. Sie können sich verfestigen bis zur Erstarrung, sie können amalgamieren und sich auflösen. Sie können auch bersten, doch solche Turbulenzen (»Kulturrevolutionen«) erweisen sich bei genauerem Rückblick meist als kalkulierte Machtkonflikte im Medium von Kultur, nicht als kulturelle Explosionen. Wie sich Träger einer Kultur und verschiedene Kulturen in einer Gesellschaft zu- und gegeneinander verhalten, ist erst bei solchem Rückblick

voll zu erkennen. Anpassungen können einzelne Kulturen ebenso stärken, wie Abgrenzungen und Abstoßungen sie schwächen können und umgekehrt. Darüber, welche Kulturen in Ost- und Westdeutschland heute durch Förderung gestärkt werden sollen – auch darüber, wie und von wem –, ließe sich trefflich streiten; doch danach ist nicht gefragt.

## II.

DDR-Kultur im hier angedeuteten Sinn wäre das Ensemble der materiellen, ideellen und mentalen Verhältnisse, ihre Geschichte das Mutieren dieser Verhältnisse im heute »Ostdeutschland« genannten Gebiet, in dem bis 1989/90 ein eigener Staat mit speziellen Ambitionen auch und besonders bei der »Kultur«-Förderung existierte. Welche Spuren er in der Kultur und den Kulturen des Landes hinterlassen hat, kann hier noch nicht diskutiert werden. Erinnerung sei aber an einige Banalitäten, die bei der Betrachtung seiner besonderen Ambitionen leicht vergessen werden. Weihnachten und – mit einigen Einschränkungen – auch die anderen großen Feste des Kirchenjahres wurden in der DDR ebenso gefeiert wie zuvor, gleichzeitig und danach im übrigen Deutschland, obwohl die formale Kirchenbindung der Bevölkerung in der DDR infolge auch der staatlichen Religionspolitik stärker schrumpfte. Neuer Sinn, den man den alten Festen – nicht nur in der DDR, dort aber zeitweilig sehr vehement – zu geben suchte, war offensichtlich nicht gefragt; das hatten schon zuvor antikirchliche, auf Wiederbelebung »germanisch-nordischer« Kulte und Bräuche bedachte Nationalsozialisten erfahren. Nur für die Konfirmation als lebenslaufgliedernde Feier im protestantischen Milieu-Umfeld wurde mit der staatlich veranstalteten Jugendweihe ein offenbar voll akzeptierter Ersatz gefunden; die Motive, ihn anzunehmen, wären ebenso der genauen Erkundung wert wie der rapide fortschreitende Verzicht auf andere kirchliche Zeremonien, besonders Trauungen und Beerdigungen, die außerhalb der DDR auch ohne intensive Kirchenbindung gern in Anspruch genommen wurden und werden. Daß die jeweiligen nichtkirchlichen Rituale dem kirchlichen Rahmen entlehnt sind, ist bekannt.

Feiern, die die besonderen Ambitionen der »sozialistischen« DDR spiegelten, gab es kaum im Jahreslauf. Wie in anderen Staaten wurde der Gründungstag der Republik (7. Oktober) begangen. Einige Male wurde auch der »Tag der Befreiung« (8. Mai) als arbeitsfreier Gedenktag anberaumt. Tendenzen zur Umnutzung von gesellschaftlichen zu Staatsfeiertagen zeigten sich am 1. Mai, der in Deutschland seit 1933 als arbeitsfreier »Tag der (nationalen) Arbeit« inszeniert wird: Den seit 1946

wieder in Aufmärschen der organisierten Arbeiter und sonstigen abhängig Beschäftigten gefaßten Demonstrationenzügen aus diesem Anlaß wurden zeitweilig bewaffnete, militärische Einheiten eingefügt, solche der »Arbeiterklasse« (Betriebskampfgruppen) und staatliche (NVA). Gewiß, weitere Gedenk- und Solidaritätstage waren zahllos in der DDR, und die vergleichende Auswertung der Kalender könnte in dieser Hinsicht manchen kulturellen Wandel zutage fördern, nicht zuletzt im Blick auf Impulse für eine Kultur der Arbeit und der Arbeiter; rituelle Beachtung in breiten Bevölkerungskreisen wurde aber wohl nur dem »Internationalen Frauentag« zuteil. Ob besondere Sonntage deutscher Tradition, der »Muttertag« und der (»Heldengedenktag« – bzw.) »Volkstrauertag«, zu DDR-Zeiten in Ostdeutschland begangen wurden, ist mir nicht bekannt. Daß im katholischen Eichsfeld anläßlich traditioneller kirchlicher Feste, die der staatliche Kalender nicht verzeichnete, die Arbeit weithin ruhte, ist dagegen verbürgt. Sonstige Feste für die gesamte Öffentlichkeit, Stadtjubiläen z. B., folgten den allenthalben üblichen Mustern der Repräsentation von Verbänden und Personen, die den politisch Verantwortlichen als berücksichtigungswert galten, und des gewährten Volksvergnügens. Auch Anläufe, volkstümliche Bräuche und Feste wie den Karneval wieder zu beleben, hat es gegeben – ohne breite Resonanz. Die später – wohl nach westdeutschem Vorbild – eingerichteten Weihnachtsmärkte in manchen Städten fanden mehr Zuspruch. Sensibilität für kulturelle Bedürfnisse der Bevölkerung in dieser Hinsicht wird man den politisch verantwortlichen Instanzen also nicht absprechen können. Daß sie nicht mehr greifbare Folgen hatte, dürfte außer an dem engen wirtschaftlichen Rahmen nicht zuletzt an ihren möglichen Kollisionen mit Kontroll- und Geltungsansprüchen der führenden politischen Organisationen gelegen haben. Der Verzicht auf Kontrolle, Gestaltung und Selbstdarstellung bei öffentlichen kulturellen Anlässen konnte Machtverlust nach sich ziehen, so mag ihr – nicht unzutreffendes- Kalkül gewesen sein. Von daher blieb die Selbstinszenierung ihre Hauptbeschäftigung im Feld öffentlicher Kultur.

Inzwischen sind die roten Fahnen (der SED) und die blauen (der FDJ) die Jahrzehnte hindurch öffentliche Feste in Ostdeutschland anzeigten, fast verschwunden. Die Staatsfarben dagegen sind geblieben. Neu sind die Landesfarben. Bunter ist es geworden in Ostdeutschland. In der DDR war es übersichtlicher. Doch die Zeiten, da die Beflaggung auch individuelle Bekenntnisprobleme barg, liegen in Ost- wie in Westdeutschland Jahrzehnte zurück, und ob »Flagge zeigen« wieder politische Mode wird, ist offen. Die hier entscheidende Frage lautet: Wem fehlen die roten und blauen Fahnen als Zeichen dominanter politischer Kultur, wem die

abgeräumten Lenin-Denkmäler, wem die Propagandalosungen, die Straßennamen aus DDR-Zeiten, die getilgt wurden? Nachhaltige Proteste hat es offenbar gegen den Austausch von Insignien des »Sozialismus« nicht gegeben. Dieser Sachverhalt kann zu der These provozieren: Nicht primär kultureller Wandel, sondern politischer Wandel ist hier eingetreten; gewiß hat auch er kulturelle Dimensionen (mindestens die Kultur der ehemals dominierenden politischen Organisation ist geschrumpft), aber in der ostdeutschen Gesamtkultur hat nur die Besetzung maßgeblicher Förderungsinstanzen gewechselt.

### III.

Gegeben hat es sie in der DDR immer, diese Milieus und Gruppenkulturen, die sich in Verwandtschafts-, Konfessions- und Statusverbänden, in Berufen, Ständen, Betrieben und auf Hierarchieebenen, regional begrenzt und gesellschaftsweit, generations- und gesellschaftschichtgebundenen bilden. »Nischengesellschaft« war die DDR wohl nur für Analytiker, denen die Wahrnehmung solcher diskreter Strukturen nicht vertraut war. Die DDR war weder ein großes rationelles arbeitsteiliges Kombinat noch eine perfekt organisierte Behörde, wie sie der gelegentlich in der soziologischen DDR-Analyse verwandte Terminus »Laufbahngesellschaft« nahelegte; damit wurde lediglich ein Zielmodell bezeichnet, das vermutlich recht genau die Vorstellung traf, nach denen die politisch Verantwortlichen die DDR-Gesellschaft in den 60er Jahren zu formen suchten. Doch nicht eine abstrakte DDR von morgen, sondern die DDR als ehemals lebendige widersprüchliche (Kultur-) Gesellschaft auf einen tragfähigen Begriff zu bringen, fällt schwer. Vorhanden war und blieb alles, was eine »bürgerliche« Gesellschaft im Industrie-Zeitalter, aus der die DDR ja herausgewachsen sein sollte, an Einrichtungen auch aufweist, einige anders, von manchen mehr, von anderen weniger. Doch ist ein besonderer Begriff überhaupt notwendig? In Jakob Burckhardt »Geschichte der Kultur der Renaissance in Italien« sind gleichermaßen die Begriffe »Kultur« und »Renaissance« mit Inhalten gefüllt, die bis heute als diskutabel gelten, und auch von »Italien« können in den Köpfen der Leser anschauliche Bilder entstehen, Bilder von Land und Leuten, von der »Gesellschaft«, wie man heute gern leichthin sagt. Der hier zu diskutierende Analogtitel würde lauten »Geschichte der Kultur des Sozialismus in der DDR«, und es scheint, als habe Burckhardt in Dietrich Mühlbergs Ausführungen zuweilen Pate gestanden, aber nur ein wenig, denn Gegenstand und Konzepte erweisen sich am Ende doch als unterschiedlich.

Dietrich Mühlberg hat vorgeschlagen, die Erforschung der Kulturgeschichte der DDR mit der Rekonstruktion der »Idee der Kulturgesellschaft« und ihrer Wandlungen zu beginnen, dann den Wechsel der Leitkonzepte von der »Kulturgesellschaft« zur »Modernisierung im Staatssozialismus« (ab 1972) nachzuzeichnen (und als Schlüsselproblem nachzuweisen) und schließlich zu fragen, auf welche Weise »das sozialistische Kulturkonzept ... tatsächlich soziale und kulturelle Wandlungen zur Folge gehabt hat.« Mir scheint dieser Vorschlag, selbst wenn man in ihm nur eine analytische Reihung, keine Zeitfolge für ein Arbeitsprogramm sieht, wenig hilfreich. Abgesehen davon, daß es zeitgenössische Programm- und retrospektive Untersuchungsperspektiven willkürlich verbindet, kommt mir die »Topographie« der ostdeutschen Kultur zu spät und zu kurz. Begonnen werden könnte m. E. eher mit einer empirischen Kulturpolitik-Beschreibung, die auf Fragen danach antwortet, welche Kulturaktivitäten und »Produzenten« wann ausgegrenzt, verboten, behindert, geduldet, reglementiert, vereinnahmt, ermöglicht, veranlaßt, organisiert und materiell gefördert wurden, von wem, wie und warum. Die »Kulturgesellschaftsidee« in ihren zeitgebundenen Ausprägungen und vor allem in ihrer Begründungsreichweite würde so m. E. eher greifbar. Noch ist meine Vermutung stark, daß die Begründungsreichweite und damit die Geltung des »sozialistischen Kulturkonzepts« gering war, und meine Skepsis würde nicht gemindert, wenn ich in wortreichen Darstellungen (nochmals) nachlesen könnte, was Politiker und Propagandisten, Funktionäre und politisch kontrollierte Akademiker an Kultur-Programmatik und Reflexionen veröffentlichten. Nicht daß solch Untersuchungen belanglos wären; sie stellen mindestens eine »Kultur für sich dar, die zweifellos Analysen verdient. Aber der Priorität bedürfen sie kaum. Vorrang hätten schon Zeitreihenanalysen der Haushaltspläne der staatlichen Instanz sowie der politischen und Kulturorganisationen und vor allem der Betriebe mit ihren Kulturfonds.

Problematisch erscheint mir auch die vor aller Detailforschung aufgestellte These, daß das »kulturelle Hebungsprogramm«, das auf die unteren Schichten der DDR-Gesellschaft zugeschnitten war, »auf eine nach unten nivellierende Praxis hinauslief«. Hier sind unterderhand normative Kriterien zur Bewertung von Kultur eingeführt, die wohl kaum handhabbar sind. Kulturelle Leistungen sind an Kommunikations- und Verstehenshorizonte gebunden. Man kann die Verteilung (und damit auch die Dominanz oder das Fehlen bestimmter Dimensionen, Kategorien oder Sparten) ermitteln und nach Ursachen ihres Wandels fragen und auch rückblickend Defizite bei der Befriedigung einzelner Ansprüche registrieren, wenn sich die Bedarfsträger verifizieren lassen. Man

kann auch Normierungen und Vielfaltsbegrenzungen der kulturellen Richtungen und Leistungen seitens der Förderer konstatieren, in diesem Zusammenhang kaum aber »hoch« und »niedrig«, definieren, sondern allenfalls auf Widersprüche zwischen den Anspruchshorizonten der »Förderer« und ihrer Praxis hinweisen. Zur Ermittlung dieser Horizonte ist allerdings die Rekonstruktion der Geschichte der Kulturprogrammatik in der DDR unerlässlich.

Jedoch ergibt sich auch diese Programmatik nicht allein aus ideengeschichtlichen Traditionen, sondern kristallisiert sich auch in Ad-hoc-Rechtfertigungen bei der Fortschreibung oder Übernahme von Traditionen aus anderen Horizonten als denen der Förderer. Mir scheint diese pragmatische Dimension sogar folgenreicher als die konzeptuelle, weil sich dabei mehr oder minder starke Transformationen von Kulturen besser greifen lassen. Im Unterschied zum Feld von Wissenschaft und Bildung, auf den mindestens einige Transformationsmuster, vor allem personelle Wechsel, aufgedeckt sind, liegt die Transformation selbst der öffentlichen »hohen Kultur« noch im Dunkel, sieht man von Festivals für Größen des »kulturellen Erbes« wie die hallensischen Händel-Festspiele und den literarischen und historiographischen »Erbe«-Diskussionen ab. Weder die Zahl noch die Spielpläne der Theater und Kinos sind bekannt, auch die Besucherzahlen nicht. Verlagsprogramme harren ebenso der Analyse wie die Benutzerstatistiken der Bibliotheken und die Absatzzahlen von Schallplatten. Für die eher »niedere Kultur« der Unterhaltungsmusik, der Schlager zum Beispiel, liegt nicht einmal eine Chronik vor. Und an eine Studie über den Wandel des öffentlichen Tanzvergnügens in Ostdeutschland dürfte dort ebensowenig zu denken sein wie andernorts. Platzkonzerte, Marschmusik, die tatsächlich gesungenen Lieder ... ein langer Themenkatalog ließe sich allein für das Ausmessen dieses konventioneller; kulturellen Feldes aufstellen. Zugegeben, das ist zunächst einmal blanker Positivismus. Aber erst wenn man weiß, daß »Kein schöner Land ...« in den 80er Jahren eine zeitlang gleichsam zur ambivalent-symbolträchtigen tatsächlichen DDR-Hymne avancierte, läßt sich über Kultur, ihre Förderung, Rezeption und (Re-)Vitalisierung reden. Gesungen haben sie vor allem wohl die Alten, die ihren Text aus der Kinder- und Schulzeit vor der DDR-Gründung kannten.

Ein methodisches Problem der Konzeptualisierung einer so verstandenen Kulturgeschichte Ostdeutschlands liegt darin, daß die DDR stärker als die anderen »sozialistischen« Staaten dem Einfluß fremder Kulturen ausgesetzt war. Gedacht sei für die Zeit nach 1961 vor allem an Rundfunk und Fernsehen aus Westdeutschland, die die Alltagskulturen und die Lebensstile nicht nur durch das Angeschaltetwerden, sondern

auch durch Nachahmung von Mustern des gehörten und gesehenen Sich-Gebens, Sprechens und Denkens mitgeprägt haben dürfte, und sei es auch nur durch das Bekanntwerden mit anderen Ausdrucksmöglichkeiten als den selbst erfahrenen oder in DDR-Medien vermittelten. In dieser Hinsicht war die DDR eine »offene Gesellschaft«, der auch nach 1961 mit einem wie auch immer gefaßten Utopie-Entwurf und seinen praktischen Umsetzungen – sieht man von wohl nur wenigen Kommunisten ab – nicht beizukommen war und der auch nachträglich damit nur sehr schwer beizukommen ist. Diese »offene Gesellschaft« mit immer weniger identifizierbarem Profil und Ziel gilt es als Hintergrund auch zu bedenken, wenn Westwanderung, aber auch Ausgrenzung und Beeinträchtigung von »Kulturproduzenten« als Themen der Kulturgeschichte der DDR zu erörtern sind. Restriktionen waren bekanntermaßen nicht kultur-, sondern personenbezogen und erklären sich bei den Personen meistens nicht leistungs- und bekenntnisbegründet, sondern allein aus dem Maß zugeschriebener Störwirkung bei der Kontrolle und Erziehung einer Bevölkerung, bei der gerade diese Personen in der Regel keine sonderlich breite Resonanz fanden. Dieses auch als (politische) Kultur faßbare Verhalten der Inhaber machtausübenden Instanzen deutet darauf hin, daß selbst für sie die Utopie ihre Inspirationskraft eingebüßt hatte, wenn sie denn je bei ihnen vorhanden gewesen war. Man wird dem »Bitterfelder Weg« sicherlich noch einmal genau nachspüren und prüfen, ob er mehr war als die bornierte Strategie der »Förderer« die »Produzenten« und »Rezipienten« aneinanderzuzwingen, um so dem »Revisionismus« als Auflösung nicht der Utopie, wohl aber der Disziplin zu begegnen, deren Fragilität gerade erfahrbar geworden war.

#### IV.

Nach Mauerbau und Vollkollektivierung nahmen derartige Mobilisierungen ab, und vieles deutet darauf hin, daß seit Mitte der 60er Jahre in breitem Ausmaß begann, was seit der Jahrhundertwende zwar nicht in der politischen Arbeiterbewegung, doch durchaus unter Arbeitern als wegweisend wahrgenommen wurde: die betriebliche Belegschaftspflege, wie sie sozial und kulturell engagierte Unternehmer-Patriarchen an den Tag gelegt hatten und wie sie dann im »Dritten Reich« generell angesagt gewesen war und in Westdeutschland nach 1945 besonders bei Großbetrieben in eher ländlicher Umgebung oft fortgeführt wurde. Waren nicht KdF und »Schönheit der Arbeit« als DAF-Einrichtungen dem FDGB und den BGL als Kultur-Agenturen vor. ausgegangen? Sicherlich hat es keine programmatischen Anknüpfungen gegeben, vielleicht aber doch

strukturelle Analogien und nichtzuletzt noch Erfahrungskontinuitäten bei älteren »Rezipienten«? Das werkseigene Erholungsheim – ist es etwa eine Errungenschaft der DDR, und hat nicht schon die organisierte Arbeiterbewegung im Kaiserreich eher nur für sich nachgeschaffen, was für ihre Mitglieder sonst nicht erreichbar war? Wegen der geänderten Eigentumsverhältnisse konnte man in der DDR verschiedene Traditionen verschmelzen, aber wen von den Nachgewachsenen und Nachwachsenden interessierten Traditionen, wen Begründungskonzepte? Und wen sollten sie interessieren? »Im Sozialismus« galt vor und nach 1972 als einverständliche Situationsbeschreibung. Das reichte als »Theorie«.

Angesagt war fortan die spürbare Verbesserung des Lebenszuschnitts auf bis dahin nicht erreichten Standards hin und im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten, auch der kulturellen, für die nicht zuletzt die Bildungsexpansion die Bevölkerung gerüstet hatte. Die Muster, nach denen die Ostdeutschen die Freizeit verbrachten, unterschieden sich Mitte der 60er Jahre nicht wesentlich von denen in Westdeutschland, und sie haben sich bis 1989 nicht fundamental auseinanderentwickelt. Im Gegenteil: Erst die 70er Jahre »unter Honecker« brachten vielen Ostdeutschen den Lebenszuschnitt, der in Westdeutschland damals schon zehn bis fünfzehn Jahre üblich war: die zentral beheizte Wohnung, das Auto, den Sonnenurlaub (freilich in anderen Ländern) usw. Diese 70er Jahre freilich sind als Geschichte noch gar nicht entdeckt, weder in Ost- noch in Westdeutschland. Es ist das Jahrzehnt, in dem die Generation der heute 30jährigen heranwuchs – hier wie dort –, die Zeiten der materiellen Not nicht mehr erfahren hat, nicht mehr die alltagskulturellen Muster, die ihre Eltern durchlaufen haben – vom Uniform- zum Krawattenzwang z. B. –, und auch nicht mehr die weltanschaulichen Kämpfe mit ihren Bekenntnis-Zumutungen und Resistenzbehauptungen. Hier wie dort ist selbstreflexive Individualisierung bei der zweckmäßigen Anpassung an die jeweiligen Modernisierungsumstände seit langem als Verhaltenstendenz beobachtet worden. Ich sehe keine Hinweise darauf, daß diese bald tonangebende Generation insgesamt zu Mustern »ganzheitlicher« Kulturförderung zurückkehrt, die immer an autoritäre oder diktatorische Regime gebunden waren.